Zeitschrift: Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins
Herausgeber: Deutschschweizerischer Sprachverein
Band: 24 (1940)
Heft: 11-12

Rubrik: Briefkasten

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 11.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

sim ewige G'chär, aber si wete doch no lieber e Chärri als so=ne Stock, dä gar nüt säg u dä me nid für=e Nar ha chön". Bei Reinhart sagt einer: „E alte Stock got nümme so lang, isch murb", aber ein Schwyzer meinte einmal: „Mengsmal tuet en alte Stock no dümmer als en junge Bock". Von Zusammensetzungen seien noch erwähnt: der Anken= und der Herdöpfelstock (Reinhart erzählt von einem Mädchen, „dem het 's Herzli g'chlopfet, wie wenn's ne Herdöpfelstock z'stampfe g'ha hätt", und von einem, der für ein Vereinsessen vorschlägt: „Z'ersch e Bernerplatte, das g'hört derzue! Batterländisch! Herdöpfelstock! Heimetschutz!" „Opferstock" heißt die Lösung eines Rätsels aus Büchlis Sammlung: „'s stot e Bettler a der Tür, en Eibeinige oni Arm, aber was men em git, schoppet er gleitig is Mul". „Husstock" heißt in Wallisellen ein Mädchen, das sitzen bleibt und so als unverrückbarer Bestandteil beim Haus verbleibt. Wichtig sind für den Bauer der Heu= und der Miststock. Einem Kranken läßt Huggenberger den Rat geben: „Leeret doch die Brüe (eine Arznei) uf de Miststock hindere; wird de Mist wol nid vergifte". Nach der Größe des Miststockes richtet sich manchmal die Aussicht, Gemeinderat zu werden, aber bei Balmer heißt es einmal: „Zfride si u enand versta geit über ne schöni Hostet u ne große Miststock". Was ist das (wieder aus Büchlis Rätselbuch): „En isige Vatter, e schmutzigi Mueter, es wuligs Ching mit eme fürige Gring"? Das ist (oder war!) der Kerzenstock. Reizende Vergleiche ergibt der Maije= oder Blueme= oder Strußstock; z. B. sagt Reinhart einmal: „das Lache . . . das isch g'si wie=n=es warms Regeli im=ene Maijestöckli im Garte". Solche Stöcke müssen nach einem verbreiteten Volksglauben den Standort wechseln, wenn jemand im Haus gestorben ist, sonst sterben sie auch ab. 1526 lästerte ein Berner Junker, er hätte lieber „2 misthufen in der matten dann 1 Bildstock". 1716 wurde ein Schulmeisterssohn bestraft, weil er „einige Bienenstöck eines ehrlichen Mannes zu Töß bei heftigem Regen unter über sich (z'underüberschi!) unter die Tachrinnen gestellt, daß die Bienen alle ertrunken". Der Brunnenstock war früher ein menschlicher Sammelpunkt, oft auch der Treffpunkt zweier Liebender; wie einmal ein neidischer Dritter den Nebenbuhler „grad wo=n=er im Bäbeli nes Schmützli g'ge het" mit einem Bein an den Brunnenstock band, erzählt wieder Josef Reinhart. Bei Balmer sagt ein abgewiesener Liebhaber zum Mädchen, sie werde keinen andern mehr kriegen und könne dann „mit em Brunnestock Hochzit ha, we d'vierzgi bischt". Im Berner Oberland, auch bei Balmer, trifft man das Sprichwort: „Wem d's Glück wil, dem chalberet der Scheitstock". (Im Bündner Weingebiet war's der Rebstecken). Von Neuvermählten sagt ein Basellandschäftler, sie machen manchmal Gesichter, „wie wenn's in Schrubstock gieng". Sinnbild der Steifheit ist berndeutsch der Türlistock, d. h. der Pfosten an einem Zaungatter oder Gartentor oder dergl. So läßt Otto v. Greyerz einen zum andern sagen: „Stand nid so da wie=n=en Türlistock, wo nid weiß, ob er hindersi oder fürsi wot umg'heie". (Eine anerkennenswerte Selbsterkenntnis spricht aus dem Vermerk, daß „Züristock" in Zürich selbst denselben Sinn habe.) Schön muß es sein, wenn eine Frau „singt wie eine alte, ungsalbete Stoßbähren, daß der Türlistock afaht brieggen" (J. Bürki). Von „Stock" für Stockwerk bildet man „stöckig"; ein „zweistöggige Zundelchutz" heißt beim Glarner Streiff ein Zylinderhut, und bei Huggenberger ist zu lesen: „Es mueß eine e zweistöckigs Dromedar si, wenn er sich zu so öppisem hergit".

Deutsche Sprichwörter in heutigem Deutsch.

Sätzlein reck dich: Aller Anfang ist ein schwerer. — Lieber drei Wörter als eins: Unter Zuhilfenahme von Speck fängt man Mäuse. — „Haben" ist zu einfach: Lügen besitzen kurze Beine. Morgenstunde besitzt Gold im Munde. — Nur nicht das ganz gewöhnliche „ist": Ein gutes Gewissen stellt ein sanftes Ruhekissen dar. Hunger bildet den besten Koch. Viele Hunde bedeuten des Hasen Tod. — Auch nicht das einfache „kein": Gegen den Tod ist ein Kraut nicht gewachsen. — Und ja nicht zu kühn: Wo ein Wille ist, dürfte auch ein Weg sein. — Angst vor der Wiederholung: Wenn das Kind in den Brunnen gefallen ist, deckt man letzteren zu. — Daß man's auch ja richtig versteht: Es fällt kein Meister als solcher vom Himmel. — Beliebtes Modewort: Der Krug geht so lange zu Wasser, bis er letzen Endes bricht. — Genau berechnet: Frisch gewagt ist 50 % gewonnen. — Welsch macht sich doch besser: Viele Köche verderben das Purée. Wer nicht riskiert, nicht reüssiert. Handwerk ist lukrativ. — Kurz und bündig: Egag. (Ende gut, alles gut.)

„Weckruf" des Deutschen Sprachvereins.

Briefkasten.

A. Z., W. Sie nehmen Anstoß an dem Satz: „Die ersten Maschinen eines Geschwaders von neun Kampfflugzeugen, die die Douglas=Flugzeugwerke für Großbritannien bauten, stehen in Los Angeles bereit, um nach Newyork geflogen zu werden". Ist es der zielende („transitive") Gebrauch des Tätigkeitswortes „fliegen", was Sie stört, weil nur zielende Tätigkeitswörter in die persönliche Leideform gesetzt werden können? Oder ist es der Gebrauch der Leideform nach „um zu"? Oder beides? Zum ersten wäre zu sagen: „Fliegen" ist allerdings ursprünglich ein zielloses („intransitives") Tätigkeitswort gewesen und ist es geblieben, bis die Menschen fliegen konnten. Die Menschen fliegen zwar nicht selbst, sondern ihre Maschinen fliegen; aber die Menschen machen sie fliegen, und seither hat sich das Bedürfnis entwickelt, die Maschine als grammatische Ergänzung zu „fliegen" zu behandeln und zu sagen: „Ich fliege die Maschine". Der Fall ist ähnlich wie bei „reiten". Auch dieses ist eigentlich ein zielloses Wort und bezeichnet wie „fliegen" eine Art der Fortbewegung. Aber schon längst sagt man: „Ich reite ein Pferd", d. h. man behandelt das Mittel zur Fortbewegung als den das Reiten erleidenden Gegenstand; die Tätigkeit wird also zielend. Das kommt schon bei Notker (um 1000!) vor. Jünger, aber auch schon alt, sind die Verbindungen mit „fahren". Man fährt Schlitten, Schlittschuh, Karussell, allerdings meistens nur allgemein, nicht auf einen bestimmten Gegenstand bezogen. Man würde kaum sagen: „Heute will ich meine neuen Schlittschuhe fahren". Aber schon bei Luther konnte man einen Wagen oder ein Schiff fahren (wofür man früher sagte: führen), also: fahren machen. Bei „fliegen" erwachte dieses Bedürfnis eben erst, als die Menschen Flugzeuge bauten. Man wird der Sprache schon erlauben müssen, sich dem neuen Bedürfnis anzupassen und zu sagen: „Ich fliege die Maschine" und dann natürlich auch in der Leideform: „Die Maschine wird geflogen". Oder wie könnte man sonst sagen? „Die Maschinen stehen bereit, nach N. zu fliegen"? Befriedigt auch nicht; denn sie fliegen ja nicht selbst. Oder: „Nach N. gebracht zu werden"? Wie? mit der Eisenbahn? Nein! „Auf dem Luftwege"? Ja, aber etwas umständlich. Also werden wir die Maschinen schon geflogen werden lassen müssen. — Etwas bedenklicher ist das andere: Kann eine Maschine bereit sein, um geflogen zu werden? Über das „um zu" ist schon viel geschrieben worden; die Fügung ist noch ziemlich jung, sie taucht erst im 15. Jahrh. auf, und Luther kennt sie noch nicht. Ihre Entwicklung ist noch im Fluß, doch darf man schon dafür sorgen, daß sie nicht überfließe. Das ist schon geschehen, so wohl auch hier. Ist das nicht eigentlich eine merkwürdige Wortgruppe, dieses „um zu"? „Um" ist doch sonst ein Vor= oder Verhältniswort und steht als solches vor Haupt= und Fürwörtern. Wenn jemand sagt: „Ich komme, um Geld zu holen", was hat das „um" vor dem „zu" zu tun? Es ginge ja auch ohne „um": „Ich komme Geld zu holen". Die Sache ist so gekommen: Man konnte ursprünglich und kann noch heute sagen: „Der Bauer schickte seinen Knecht um das Pferd" (im Sinne von: nach dem Pferd, des Pferdes wegen, es handelte sich um das Pferd. In diesem Sinne kauft man auch etwas um einen bestimmten Preis, man spielt oder wettet um Geld, man streitet um etwas). Dann sagte

man: Der Bauer schickte seinen Knecht um das Pferd, (es) zu holen. Das war noch deutlicher; denn vielleicht hätte der Knecht auch in einer andern Pferdeangelegenheit geschickt werden können, z. B. um sich nach dem Preis oder dem Zustand des Pferdes zu erkundigen, aber nein: er sollte es holen. Dann fand eine Verschiebung der Satzglieder statt in der Weise, daß „Pferd" als Ergänzung zu „holen" aufgefaßt wurde; nun stand aber das „um" allein in der Welt und wurde mit dem „zu" verknüpft. Von solchen Verbindungen aus sind dann Sätze gebildet worden wie: „Ich komme um zu fragen", also ohne ein Hauptwort, zu dem das „um" hätte gehören können, und so wurde dieses „um zu" zum Bindemittel, zur Einleitung von sogenannten verkürzten Nebensätzen zur Angabe des Zweckes, einer Absicht, dann auch einer beabsichtigten Folge. Aber es mußte zunächst noch die Absicht eines Wesens sein, dem man eine Absicht überhaupt zuschreiben kann, also in der Regel eines Menschen und nicht eines toten Gegenstandes. Soweit war die Sache in Ordnung. Dann aber hat dieses neuentstandene „um zu" um sich gegriffen auch auf unbeabsichtigte Folgen, ja auf ganz andere Fortführungen des Gedankens, auf später eintretende Vorgänge, die in keinem ursächlichen Zusammenhang mehr standen mit dem Hauptsatz, und so ist es manchmal zu regelrechtem Unsinn gekommen: „A. B. kehrte in sein Haus zurück, um dort bald zu sterben"; so kann man es lesen, auch wenn der A. B. gar nicht die Absicht hatte, bald zu sterben, im Gegenteil. Oder: „Wir schieden als gute Freunde, um uns nie wieder zu sehen"; sie hatten aber das Gegenteil gehofft. So schrieb sogar Gottfried Keller: „So haben wir das komische Schauspiel, wie Menschen sich der abstraktesten Ideologie hingeben, um nachher jeden, der an etwas erreichbar Gutes und Schönes glaubt, einen Ideologen zu nennen". Es ist aber sicher nie die Absicht dieser Ideologen gewesen, später andere Leute Ideologen zu schimpfen. Man hat zur Rechtfertigung solcher Sätze gesagt, der Satzgegenstand (meistens ein Mensch) habe zwar nicht die Absicht gehabt zu sterben oder sonst das Gegenteil von dem zu tun, was er zuerst tat, aber er habe „gewissermaßen" die Absicht gehabt, den Willen des Schicksals zu erfüllen, und der ist eben manchmal anders als der der Menschen. Es ist aber gefährlich, das Schicksal in die Sprachlehre einzuspannen. Tragikomisch wirkt doch ein Satz wie: „Er schloß sich der Emin-Pascha-Expedition an, um ein trauriges Ende dabei zu finden". Noch lächerlicher wirkt es, wenn die Absicht einem Gegenstande zugeschrieben wird, der gar keine Absicht haben kann: „Beim Eintreffen der Feuerwehr brannte das Gebäude bereits vollständig, um schließlich einzustürzen" oder: „Die Wertpapiere fallen rasend schnell, meist um nicht wieder zu steigen". Zu diesen Dingen nun, die keine Absicht hegen können, gehören auch die Flugmaschinen. Noch etwas: Wenn man eine Absicht hat, will man in der Regel etwas tun und nicht etwas erleiden; deshalb hat auch die Verbindung „um zu" mit der Leideform etwas Störendes. Man kann ja schließlich sagen: „Der Verbrecher stellt sich dem Gericht, um bestraft zu werden", aber besser wäre doch: „Um die verdiente Strafe zu empfangen" oder „um sich bestrafen zu lassen". Diese Verbindnng mit „um zu" ist aber sehr bequem; darum hat sie so mächtig um sich gegriffen. Sie erspart häufig einen Neben- oder sogar einen Hauptsatz; in unserem Falle aber besteht die Verbesserung in einer Vereinfachung: Lassen wir einfach das „um" weg, und die Sache ist in bester Ordnung. „Bereit" gehört wie „fähig, würdig, geeignet, imstande, groß oder alt genug" zu den Eigenschaftswörtern oder eigenschaftswörtlichen Ausdrücken, die eine Begriffsergänzung verlangen. Man fragt doch: „Fähig wozu? Bereit wozu?" Antwort: „Bereit, geflogen zu werden". — Da endlich wohl die meisten Leser dieses „Anzeigers für den Bezirk H." noch nicht so „gebildet" (oder verbildet) sind, daß sie „Njuyork" sagen, sondern sich mit dem altväterischen und vernünftigen „Neuyork" begnügen, so dürfte der „Anzeiger" auch so schreiben. Der Satz würde also heißen: „Die ersten Maschinen .... stehen bereit, nach Neuyork geflogen zu werden".

J. H., B. Der angefochtene Satz heißt also: „Als militärdienstliche Sendungen gelten nur solche, die gestützt auf Gesetz, Verordnung, Reglement oder darauf fußendem Befehl im Interesse des Dienstes gemacht werden müssen". Ja, das ist wirklich anfechtbar. Es muß in der Tat heißen: „... gestützt auf ... darauf fußenden Befehl". Wenn man sich stützt, verlegt oder verlagert man ja sein Gewicht in einer bestimmten Richtung; es findet also eine Bewegung statt, und in solchen Fällen setzen wir doch nach „auf" und vielen andern Vorwörtern den Wenfall. Man kann doch nicht sagen: „Der Greis stützte sich auf seinem Stock", sondern er ging auf „seinen Stock gestützt". In Ihrem Falle kann man sich lebhaft vorstellen, wie ein Angeklagter, der die Portofreiheit mißbraucht haben soll, sich verteidigt und dabei die Hand schwer auf den schriftlichen Befehl legt, den er auf Grund eines Gesetzes erhalten hat; er pocht sogar darauf und stützt sich dann wieder darauf, alles im Wenfall. Wer meint, man hätte die Unsicherheit vermeiden können durch die Fassung: „... oder einen darauf fußenden Befehl", gibt ja selber zu, daß der Wenfall am Platze ist und nicht der Wemfall, und der Wenfall hat niemals die Endung -m. Da besteht gar kein Zweifel.

Allerlei.

Ein St. Galler Schwabenstreich. Die katholische Seelenmesse zu Ehren eines Verstorbenen beginnt mit den Worten: „Requiem aeternam dona eis, Domine"; in buchstäblicher Reihenfolge übersetzt: „Die Ruhe, die ewige, gib ihnen, o Herr". Darnach nennt man die Messe und das dazugehörige Tonstück kurzweg „Requiem", wie man Gebete und Lieder nach den Anfangsworten zu bezeichnen pflegt (Das Unservater). Die Worte sind in der Regel in der Sprache der katholischen Kirche, also lateinisch gehalten. Aber da hat einmal ein deutscher Musiker, Johannes Brahms, nach Worten der Heiligen Schrift etwas Ähnliches in deutscher Sprache geschaffen und das Werk „Ein deutsches Requiem" genannt. Unter diesem Namen ist es seither (1868) immer wieder aufgeführt worden, auch in der Schweiz, und hat die Zuhörer ergriffen. Darum hat es auch der „Stadtsängerverein-Frohsinn St. Gallen" dies Jahr für sein Palmsonntagskonzert gewählt. Aber — und das war das Nigelnagelneue daran — nur unter dem Namen „Requiem"; das Wort „deutsch" hat man also unterdrückt oder besser: unterschlagen. Warum? Vielleicht war sich der Vorstand des Kulturgreuels bewußt, aber er mußte mit den „patriotischen" Gefühlen der Zuhörer rechnen, auf die er angewiesen war. Den Mut, das zu veröffentlichen, haben wir erst kürzlich gefunden, als wir sahen, daß der „Gemischte Chor Zürich" es wagte, in der Ausschreibung seines Konzertes das Werk bei seinem richtigen Namen zu nennen.

Etwas Vorsicht mit Dichterworten, bitte! Von keinem deutschen Dichter sind so vielen seiner Worte Flügel gewachsen wie denen Schillers, — man kann das an Hand von Büchmanns „Geflügelten Worten" zahlenmäßig beweisen, — und die Wendung „sagt Schiller" ist schon beinahe selbst zum geflügelten Worte geworden. So ist es auch nicht verwunderlich oder gar bedenklich, wenn man einmal an einem Tisch drüben eine Kellnerin behaupten hört, Schiller habe gesagt: „O lieb, solang du lieben kannst" (Es war aber Freiligrath, der das sagte). Ein Bundesrat hat auch schon das Faustwort „Was du ererbt von deinen Vätern hast ..." Schillern zugeschrieben. Bedenklicher ist es schon, wenn bei der Vereidigung einer schweizerischen Ortswehr der Regierungsstatthalter in seiner Weiherede sagt, „unser Melchthal" habe erklärt:

„Was ich mir gelobt in jenes Augenblickes Höllenqualen,
Ist eine heilge Schuld, ich will sie zahlen".

Die Ortswehr empfand aber bei ihrem Gelöbnis durchaus keine Höllenqualen, und den Spruch sagt nicht unser Melchthal, sondern unser Tell in der hohlen Gasse. — Noch bedenklicher aber ist es, wenn ein schweizerischer Deutsch- und Geschichtsprofessor in einem sonst wohlvorbereiteten Vortrag seine Zuhörerinnen an die Worte der Stauffacherin mahnt, die gesagt habe: „Das Leben ist der Güter höchstes nicht". Freilich läßt Schiller auf Stauffachers Frage, was nach dem Schlachtentode der Männer das Schicksal der Frauen sein werde, die Stauffacherin antworten:

„Die letzte Wahl steht auch dem Schwächsten offen,
Ein Sprung von dieser Brücke macht mich frei."

Sie würde also ihrem Leben ein Ende machen; das Leben ist ihr also der Güter höchstes in der Tat nicht. Sie denkt offenbar so, und könnte das Wort gesprochen haben, aber gesprochen hat sie es nun einmal nicht. Es steht auch nicht im „Tell", sondern in desselben Dichters „Braut von Messina", allwo der Chor dieser Erkenntnis noch beifügt: „Der Übel größtes aber ist die Schuld". Es gibt natürlich größere Schulden als die falsche Anführung eines Dichterwortes, immerhin: Etwas Vorsicht, bitte!